

Dies geschieht in einem bemerkenswerten Ansatz, der nicht nur das im Zentrum der Untersuchung stehende deutsche Personal biographisch erschließt, sondern auch deren polnische bzw. ukrainische Kollegen einbezieht – und gleichzeitig untersucht, wie der Umgang miteinander aussah. Die Studie kombiniert dies mit einem archiv- und verwaltungsgeschichtlichen Blick, der zeitlich mit dem Ersten Weltkrieg beginnt und mit den Karrieren nach 1945 endet. So können Kontinuitäten der archivalischen Tätigkeit ebenso wie biographische Brüche oder Mentalitätswandel erfasst werden. Grundlage hierfür sind ein mit 20 Seiten ebenso umfassendes wie beeindruckendes Literaturverzeichnis und Materialien aus 52 Archiven in Deutschland und Osteuropa.

Im Zentrum des Buches steht der Zweite Weltkrieg. Wie Lehr überzeugend herausarbeitet, kooperierten die überwiegend national gesinnten deutschen Archivare mit der nationalsozialistischen Wissenschaft, um mittels einer instrumentalisierten Geschichte des ostmitteleuropäischen Raumes ihre umfassenden Ansprüche auf Akten zu legitimieren. Hier offenbart sich eine Kontinuität der deutschen Besatzungspolitik seit 1915: Schon damals wurde das Provenienz- zugunsten des Pertinenzprinzips aufgegeben. Die Radikalisierung ab 1939, welche die Archivare bewog, noch weit größere Bestände als „deutsch“ zu deklarieren, ging gleichzeitig mit einer weitgehend professionellen und fürsorglichen Behandlung der Akten einher, die darüber hinaus auch einen zwar nicht kollegialen, aber doch weitgehend korrekten Umgang mit dem einheimischen Personal einschloss.

Dies ist auf den ersten Blick durchaus überraschend, betätigten sich die 13 Archivare, die Gegenstand der vorliegenden Untersuchung sind, doch schon vor 1933 als „Ostforscher“ im „geistigen Kampf“ gegen Polen (S. 89). Für sie war der Dienst in Polen und der Ukraine nichts grundlegend Neues, da sie meist der Landessprache mächtig waren und die Archive schon von früheren Forschungsreisen her kannten. Insofern stellte der Nationalsozialismus keine Zäsur dar, weil die Tätigkeiten im Krieg nur die logische Konsequenz bisheriger Überzeugungen und Überlegungen waren; Aktentransporte nach Deutschland, die Unterstützung von Forschungen zur Legitimation der deutschen Herrschaft – teilweise in Form eigener Publikationen –, Enteignungen und Kooperation etwa mit dem Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg waren insofern nichts Außergewöhnliches. Die eigene Machtstellung ermöglichte ein Übergehen fachlicher Grundsätze, während das im persönlichen Umgang vergleichsweise höfliche Vorgehen gegenüber den Einheimischen gleichzeitig die Nachkriegskarrieren sicherte. Die Entnazifizierungen konnten problemlos abgeschlossen werden, teilweise halfen die vormaligen Besetzten sogar mit Leumundszeugnissen. Ein Schuldbewusstsein ließ sich indes bei den deutschen Archivaren selbst nach 1945 nicht feststellen.

Die Studie befasst sich mit einem Randaspekt der Besatzungsgeschichte, der trotz Politisierung und Raub sicherlich nicht immer typisch für das nationalsozialistische Vorgehen ist. Dank der tiefen Beherrschung des Gegenstands und mittels Erschließung umfangreicher neuer Materialien kann dennoch ein Bindeglied zwischen nationalsozialistischer Herrschaft, Kulturpolitik und „Ostforschung“ erschlossen werden, das bislang von deutscher Seite weitgehend ignoriert wurde. Darüber hinaus zeigt die biographische Mikrostudie auch exemplarisch die Nicht-Nutzung von Handlungsspielräumen im Dritten Reich.

Warschau/Warszawa

Stephan Lehnstaedt

Andreas Kossert: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. Siedler Verlag, 3. Aufl. München 2008. 432 S., Abb., graph. Darst., Ktn. (€ 24,95.)

Wenn in letzter Zeit ein Buch zum Thema Flucht und Vertreibung mit den Worten angekündigt wird, hier breche der Autor „ein Tabu“ – und das Feuilleton unisono einstimmt –, stöhnt so mancher Historiker leise auf. Scheint doch das, was in der Fachwelt schon lange ausdiskutiert und erforscht worden ist, nie in der Öffentlichkeit angelangt zu

sein. Fast schon dankbar nimmt man zur Kenntnis, dass der Siedler Verlag hiermit nun das „letzte Tabu der Nachkriegsgeschichte“ ausgemacht zu haben meint und die inflationäre Tabubrecherei einstweilen ein Ende haben möchte. Kurz, diese skandalheischende Verlagswerbung samt nickend einstimmender Rezeption ist aus Historikersicht nur ärgerlich. Dass Andreas Kossert keine Tabus bricht, ist schon daran zu sehen, dass er keineswegs eigene Forschungsergebnisse darstellt, sondern lediglich die langjährige Arbeit seiner KollegInnen zusammenfasst, paraphrasiert, ja teils wörtlich wiedergibt. „Zitiert nach“ ist daher auch die häufigste Formulierung im Anmerkungsapparat.

Dennoch war eine solche Synthese überfällig und ist in der hier vorliegenden prägnanten und ansprechenden Form sehr zu begrüßen. Aber K. belässt es nicht bei der Darstellung von Flucht und Vertreibung, Integration und politischen Diskursen. Er hat eine Mission: den Vertriebenen die Anerkennung zukommen zu lassen, die ihnen seiner Ansicht nach versagt blieb, nicht nur als Opfer von Flucht und Vertreibung, sondern auch als Opfer der „Hartherzigkeit ihrer eigenen Landsleute“ (S. 15, 345-354 u.ö.). Auch wenn dies sprachlich zurückgenommen geschieht, tut doch eine solche letztlich politische Intention einem historischen Buch selten gut. Denn um den gewünschten Effekt zu erreichen, konzentriert der Autor sich auf die negativen Aspekte der Vertriebenenintegration – übrigens lobenswerter Weise in Ost und West. Es ist durchaus berechtigt, als Gegenstück zur dominanten Erzählung vom „Wunder“ der schnellen Integration den Blick auf die Verwerfungen zu richten, doch fällt das Gesamtbild unnötig verzerrt aus. Beispielsweise skizziert K. die schwierige Ankunft im Westen allein am Beispiel ländlicher Gegenden und neu errichteter Vertriebenensiedlungen. Dadurch entsteht der Eindruck, die Vertriebenen seien auf eine von den Zeitläuften unberührte ländlich-traditionelle Gesellschaft getroffen, die den so andersartigen Flüchtlingen nur ablehnend und feindselig gegenüberzutreten wusste. Indirekt werden damit jedoch der Zweite Weltkrieg und seine Folgen für die gesamte Bevölkerung ausgeblendet. Es fehlen hier die Millionen Ausgebombten, die Kriegsversehrten, die vater- und männerlose Gesellschaft, kurz die massiven sozialen Umwälzungen des Zweiten Weltkriegs, die auch an der Landbevölkerung nicht spurlos vorbeigegangen waren. Damit fehlt aber auch der Rahmen für das, was schon Helmut Schelsky¹ als das „Moderne“ an den Vertriebenen erkannte: Ungebunden, mobil, einsatzfreudig waren sie die Pioniere der Modernisierung der Bundesrepublik, denn das Muster wachsender sozialer Mobilität im Zuge von Industrialisierung und Verstädterung erfasste, übrigens gleichfalls in der SBZ/DDR, bald auch die nichtvertriebenen Deutschen. Dass ein großer Teil der Flüchtlinge so bald wie möglich den Weg in die Städte und Industriezentren suchte, wo die sozialen Strukturen flexibler, die Aufstiegschancen besser und oft die Nachbarn ebenso „Zugezogene“ waren, wird von K. außen vor gelassen. Ebenso wenig wird erwähnt, dass die ungastliche Aufnahme der Vertriebenen ein Phänomen unter vielen in einer Zeit war, in der Bevölkerungsverschiebung, Internierung, Lagerleben und Zwangsmigration in bis dato unbekanntem Ausmaß zum Mittel der Politik sowie Entwurzelung und unfreiwillige Mobilität zur kollektiven Grunderfahrung geworden waren – man denke nur an die Millionen *displaced persons*. Aufgrund der Konzentration des Vf.s auf die Opferrolle der Vertriebenen fehlt im ganzen Buch vielfach die andere Seite, der Rahmen, in den sich die Vertriebenenschicksale einfügten.

Nicht nur die Leiden der Vertriebenen, so der Vf., seien bisher viel zu wenig gewürdigt worden, auch ihr kulturelles Erbe, das er manchmal etwas zu katalogartig darstellt, werde bis heute im wiedervereinigten Deutschland nicht genug gefördert und anerkannt (S. 301-322). Schuldig bleibt K. plausible Vorschläge, wie die eingeforderte Kultur- und Traditionspflege zukünftig aussehen soll, nachdem heute unzweifelhaft die Integration der

¹ HELMUT SCHELSKY: Die Flüchtlingsfamilie; in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 5 (1951), S. 159-178.

Vertriebenen im Großen und Ganzen als geglückt anzusehen ist und die Generation, die noch in der alten Heimat aufgewachsen ist, größtenteils nicht mehr am Leben ist. Die Idee, Schleswig-Holstein solle 40% seines Kulturretats für Vertriebenenkulturpflege ausgeben (S. 342), ist jedenfalls wohl weder praktikabel noch ernst gemeint, und die von K. gelobten Heimatmuseen, Dokumentationen und Dialektatlanten sind nichts anderes als das, was seit Jahren praktiziert wird, ohne dass sich der vom Vf. gewünschte Effekt eingestellt hätte. Nicht zuletzt K.s lange Listen von Speisen, Malern, Dichtern und Musikern, wissenschaftlichen Einrichtungen zur Erforschung der Vertriebenen und der ehemaligen deutschen Kulturlandschaften sowie berühmter „Menschen aus dem Osten“ (S. 343) wirken schon fast peinlich-berührend wie ein Vertriebenen-Guinnessbuch der Rekorde. Hinter solchen „Rekordlisten“ steht doch immer wieder der Gedanke, dass man sich als Vertriebener erst beweisen müsse gegen die Vorhaltungen, nichts geleistet zu haben und nichts zu sein. Vielleicht wäre es umgekehrt an der Zeit, die Vertriebenen aus der Opferecke herauszuholen, in die man sie seit Jahren hineinzumanövrieren versucht.

Leipzig – Erfurt

Jutta Faehndrich

Nordosteuropa als Geschichtsregion. Beiträge des III. internationalen Symposiums zur deutschen Kultur und Geschichte im europäischen Nordosten (Tallinn, 20.-22.9.2001). Hrsg. von Jörg Hackmann und Robert Schweitzer. (Veröffentlichungen der Aue-Stiftung, Bd. 17.) Schmidt-Römhild. Lübeck 2006. 524 S. (€ 49,-.)

Das Nachdenken über die Geschichtsregion Nordosteuropa hat nach 1989/91 eine neue Konjunktur erfahren. Bereits in den 1970er Jahren von Klaus Zernack in Anknüpfung an das Lebenswerk von Paul Johansen als „alteuropäische Geschichtsregion“ konzipiert, die allerdings mit dem endgültigen Zusammenbruch der Großmachtstellung Schwedens (Verlust Finnlands 1809) ihre geschichtsregionale Einheit verloren habe, gewann die Großregion nach der Wiederherstellung der Selbständigkeit der baltischen Staaten neue Anhänger. Zugleich erhielt auch die Ostseeregion durch multinationale Zusammenschlüsse (Ostseerat) und wirtschaftliche Konjunkturen eine neue Dynamik. Nach wie vor unentschieden – und das kommt auch in der vorliegenden Publikation zum Ausdruck – ist die Frage, ob an das maritime Raumkonstrukt „Ostseeraum“ oder an das artifizielle „Nordosteuropa“ angeknüpft werden soll. Die Hrsg. bemühen sich in der Einleitung und den Schlussbetrachtungen um eine Engführung, wobei insgesamt „Nordosteuropa“ gegenüber dem scheinbar homogenen „Ostseeraum“ vorgezogen wird, zumal hierdurch auch nichtmaritime Fragestellungen behandelt werden können.

Vor diesem Hintergrund sind die 35 Beiträge des Bandes der Versuch einer Verständigung darüber, worin die Chancen und Stärken eines solchen großregionalen Konstrukts liegen. Durch mehrere Beiträge der methodisch besonders reflektierten finnischen (vier Beiträge) und estnischen (sechs Beiträge) Geschichtswissenschaft sowie schwedische und dänische Beiträge überschreitet der Sammelband deutlich die Grenzen einer deutschen Selbstreflexion. Auffällig ist allerdings das weitgehende Fehlen russischer, lettischer, litauischer und polnischer Autoren (jeweils nur ein Beitrag), was dazu führt, dass insbesondere die für die älteren Epochen zentrale Frage der Zugehörigkeit Polen-Litauens zu Nordosteuropa nur partiell diskutiert wird. Intensiver wird hingegen die Zugehörigkeit Nordwestrusslands zu Nordosteuropa erörtert – im vorliegenden Band durch finnische, estnische und deutsche Beiträge sowie einen russischen Autor.

Es ist im Rahmen einer Rezension nicht möglich, 35 Beiträge angemessen vorzustellen. Im Folgenden geht es daher darum, die zentralen Themenkreise des Bandes zu benennen sowie einige weiterführende Beiträge herauszuheben. Der erste Themenkreis widmet sich – dem Tagungsort im Stadtarchiv Tallinn angemessen – der Biographie Paul Johansens (1901-1965) und den historiographischen Impulsen, die von dessen Werk ausgingen. Hervorzuheben ist, dass sich hier wertvolle Beiträge zu der umstrittenen Position des Tallinner